

**Predigt im Evangelischen Universitätsgottesdienst am vierten Sonntag im Advent  
(20.12.2015) in der St. Johannis-Kapelle, Münster**

Gemeinsames Lied EG Nr. 1: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“

Ein Philosoph und ein Theologe streiten sich, welche ihrer Disziplinen die anspruchsvollere ist. Spöttisch meint der Theologe: „Ein Philosoph sucht in einem dunklen Raum mit verbundenen Augen eine schwarze Katze, die es gar nicht gibt.“ Der Philosoph entgegnet: „Ein Theologe sucht in einem dunklen Raum nach einer Katze, die es gar nicht gibt, und ruft plötzlich: „Ich hab sie!““.

Liebe Schwestern und Brüder, diese kleine Anekdote beschreibt treffend die Paradoxie unseres Glaubens. Denn die Adventszeit bereitet uns auf eine Begegnung vor, von der Menschen, die sich *nur* auf ihre Vernunft berufen, sagen, dass es sie gar nicht geben *kann*. Der Philosoph bestreitet, dass wir Gott haben können. Selbst wenn es ihn gäbe, hätten wir keine Erkenntnis von ihm, weil unsere Vernunft dazu nicht hinreicht. Unsere Augen sind verbunden. Aber wir Christen sagen mit Paulus: Gott ist höher als alle Vernunft. Gott begegnet uns *jenseits* unserer Vernunft. *Mit* der Vernunft suchen wir, allerdings mit verbundenen Augen. Aber Weihnachten *feiern* wir, dass Gott sich von uns finden lässt, trotz unserer verbundenen Augen. Das ist die Wider- oder doch Übervernünftigkeit des Glaubens, die man auf Griechisch Paradoxie nennt. Und der Advent ist die Zeit der Vorbereitung auf diese paradoxe Begegnung mit Gott.

Die Paradoxie, von der die Anekdote erzählt, beschreibt übrigens auch treffend das Spezifikum unseres Glaubens im Unterschied zu anderen Religionen. Juden, Christen und Muslime verehren den *einen* Gott, den Schöpfer der Welt und den Lenker der Geschichte. Aber wir Christen sagen, dass dieser Gott der Welt nicht allmächtig *gegenüber* steht, sondern uns *in* der Welt *als* Mensch begegnet. Dass Gott Mensch wird – diesen Glaubenssatz werden Juden und Muslime wohl nicht nachsprechen. Dass Gott Mensch wird, das die größte Paradoxie, die es geben könnte – und gerade *sie* feiern wir.

In der Außenperspektive mag diese Paradoxie des Glaubens befreudlich wirken. Sie ist es aber gar nicht. Es ist nicht so, dass sie uns aus unserem Leben heraustreibt. Sie steht nicht einmal quer zu unserem Alltag, sondern ist vielmehr ganz eng mit ihm verwachsen. Überall stoßen wir auf sie – ja, vielleicht inszenieren wir sie sogar regelrecht!

Das beste Beispiel ist die Adventszeit selbst. Kommt man vom Kirchenjahr her, ist der Advent eigentlich eine Bußzeit. Aber wir begehen sie inzwischen als Antizipation von Weihnachten. Und das Weihnachtsfest selbst ist längst nicht nur ein christliches Fest. Es gehört inzwischen zum globalen Kulturerbe und erreicht bei weitem mehr Menschen als nur Christinnen und Christen. Es wird folkloristisch angereichert mit neuem Personal (Nikolaus, Weihnachtsmann, Knecht Ruprecht, roten Nasen und Rentiere) und es finden sich Nebenschauplätze, die manchmal zur Hauptsache zu werden scheinen: Lärmende Weihnachtsmärkte, betriebliche Weihnachtsfeiern in Kneipen und schrille Weihnachtsdekoration in den Fenstern von Läden und Häusern. Und zugleich wissen wir,

dass im Kern der *eigentlichen Weihnachtsgeschichte* Gott nahezu unkenntlich in dieser Welt erscheint, als ein Kind in der Krippe, notdürftig versorgt und ohne jeden äußeren Glanz und dann: seine Heimat verlassen und ein Flüchtling wird.

Freilich, man benötigt einen geschärften Sinn, um diese Gegenläufigkeit zu entdecken und auszuhalten. Eine große deutsche Boulevard-Zeitung hat vor zwei Jahren dreizehn Prominente zitiert, die diesen Sinn für das Hintergründige des Weihnachtsfestes *nicht* haben. „Stille Nacht, grausige Nacht“, das war die Schlagzeile. Und darunter äußerten sich prominente Stars von Bühne und Leinwand, die sich zu den Weihnachtsverächtern zählen: Colin Firth: „Diese neuen Weihnachtslieder lassen mich Amok laufen.“ Lady Gaga: „Ich hasse Weihnachten!“. Modezar Karl Lagerfeld „Ganz ehrlich, Weihnachten ist für mich ein Tag wie jeder andere. Ich esse das Gleiche, ich mache das Gleiche. Ich lade niemanden ein und gehe auch nicht vor die Tür...“. Und Oskar-Preisträger Christoph Waltz, im neuesten James-Bond-Movie der Bösewicht, ließ sich zitieren: „Weihnachten ist ein Exzess der Marktwirtschaft“. So könnte man weitermachen und in all diesen Äußerungen wird deutlich, dass diese Promis nicht hinter die weihnachtlichen Kulissen gucken können oder wollen. Sie ‚kleben‘ an der Oberfläche. Ihre Augen sind verbunden und sie können daher ‚die Katze nicht finden‘, weil sie nicht einmal nach ihr suchen. Bleibt man an der Oberfläche, dann ist Weihnachten eine leere Kulisse, Konsumzwang und übt sozialen Druck aus, wird zur kollektiven Party auf den Weihnachtsmärkten mit Dauerbeschallung durch Christmas-Schlager aus der Konserven.

Aber wir Christinnen und Christen sind es, die wir diese Antennen für die ‚Weihnacht‘ hinter Weihnachten haben und daher können wir gut mit der Paradoxie umgehen. Denn auch *wir* sind in der Advents- und Weihnachtszeit im höchsten Maße aktiv: Geschenke kaufen, backen, einkaufen, bestimmte Sachen noch bis Weihnachten fertig machen ... Doch zugleich wissen wir, dass uns der weihnachtliche Friede nur ergreift, wenn wir irgendwann ruhig werden, wenn wir uns für die Begegnung innerlich öffnen und uns beschenken lassen. Das Paradoxe des Glaubens ist für unser Leben kein Widerspruch, nicht einmal ein Hindernis. Vielleicht ist es sogar so, dass der tiefe Sinn des Weihnachtsfestes sich überhaupt nur so erschließt, dass man beide Seiten des Paradoxes zusammenhält, durchlebt, zwischen Außen und Innen hin- und hergeht.

Der vierte Sonntag im Advent hat nun die liturgische Aufgabe uns zu helfen, durch das „Außen“ zum „Inneren“ vorzudringen. Dieser Übergang vom Äußerlichen zum Innerlichen, von der Schale zum Kern wird an der Zusammenstellung der biblischen Texte deutlich, die am vierten Advent im Gottesdienst gelesen werden. Sie markieren den Weg von außen nach innen, von der Dekoration zur Andacht, von der Folklore zum Glauben. Die gemeinsame Klammer aller Texte ist die adventliche Freude, die sich vom ersten bis zum vierten Adventssonntag steigert. Diese Freude ist der Wegbegleiter:

Lesung von Jesaja 52,7-10: „<sup>7</sup> Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König! <sup>8</sup> Deine Wächter rufen laut mit ihrer Stimme und rühmen miteinander; denn man wird's mit Augen sehen, wenn der HERR Zion bekehrt. <sup>9</sup> Laßt uns fröhlich sein und miteinander rühmen das Wüste zu Jerusalem; denn der HERR hat sein Volk getröstet und Jerusalem gelöst. <sup>10</sup> Der

HERR hat offenbart seinen heiligen Arm vor den Augen aller Heiden, daß aller Welt Enden sehen das Heil unsers Gottes.“

Der alttestamentliche Prophet verkündet die Vision der Nähe des ankommenden Gottes. Er malt diese Ankunft als pompöses Ereignis, das in Jerusalem stattfinden wird. Gott zieht wie ein siegreicher König in die zerstörte Stadt. Er nimmt Wohnung auf dem Berg Zion, in seinem Tempel. Ein gigantischer Wiederaufbau beginnt, der Glanz des untergegangenen Königreiches kehrt wieder. Freudenboten, Herolde verkünden die Friedensbotschaft allen Menschen. Die Wächter der Stadt, die Soldaten oder die Polizei, salutieren vor dem hereinziehenden Gott-König. So wird Jerusalem zur Stadt Gottes, von der der Weltfriede ausgeht und dem sich alle Völker fügen, denn sie sehen nun „das Heil unseres Gottes“. Es ist eine universale Friedens-Vision, die der unbekannte Prophet in einem Freunden-Hymnus besingt. Der Inhalt dieses Liedes sind Erlösung und Trost für die „Trümmer“ Jerusalems, das damals – im sechsten Jahrhundert vor Christus – die Folgen von Eroberung, Plünderung und Flucht zu tragen hatte. Und der Prophet verkündet die Anerkennung Gottes, den Wiederaufbau der Stadt und den Frieden zwischen den Völkern, Friede auch zwischen Beheimateten und Flüchtlingen. Die prophetische Freude, sie richtete sich auf den Advent Gottes in der Geschichte – oder am Ende der Geschichte. Darin bestand die Freude der alttestamentlichen Tochter Zion.

Gemeinsames Lied EG 13: „Tochter Zion freue Dich“

„Tochter Zion freue Dich!“ - Der Apostel Paulus nimmt diese Freude, von der wir eben gesungen haben, auf und verschiebt sie von außen nach innen. Paulus geht es nicht um Jerusalem und die Heilige Stadt, sondern um unser Herz, in das Jesus Christus einzieht. Nicht Zion, sondern unser Leib, wie Paulus an anderer Stelle schreibt, wird zum „Tempel des Heiligen Geistes“ (1 Kor 6,19).

Phil 4,4-7: „<sup>4</sup> Freuet euch in dem HERRN allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch! <sup>5</sup> Eure Güte lasset kund sein allen Menschen! Der HERR ist nahe. <sup>6</sup> Sorget nicht! Sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. <sup>7</sup> Und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu“.

Gott begegnet uns nicht als König, sondern als Mensch. Er wird niedrig, teilt die Nöte unserer Existenz und lebt seinen Geist in unser Leben, in unseren Alltag hinein. Die Begegnung mit dem menschenfreundlichen und barmherzigen Gott ist kein pompöser Einzug. Es gibt keine salutierenden Wächter, sondern frierende Hirten. Es zieht nicht in den Tempel auf dem Berg Zion, sondern kommt in einem Stall zur Welt. Es gibt keine pompöse Völkerwallfahrt zum Zion, sondern zarte Lichtwesen, Engel sind es, die vom Frieden auf Erden singen.

Die Freude, von der der Apostel spricht, bedeutet jetzt: Die Sorgen hinter sich lassen. Sich fallen lassen und den Glanz von Weihnachten in uns wirken lassen. Und wenn wir diese Wirkungen spüren, dann antworten wir mit Dank für die uns erwiesene Wohltat. Wir vertrauen uns Gott an im Gebet. Dessen Effekt ist, dass uns das Gefühl von „Güte“ ergreift, oder „Lindigkeit“, wie Martin Luther das griechische Wort επιείκεια übersetzt. Es ist ein Gefühl der Sanftmut und der Nachsicht, der Versöhnungsbereitschaft, ein Geöffnet-Sein für Gott und für Andere, ein Mitgenommen-Sein und ein Mitnehmen-Wollen. Daher machen wir

an Weihnachten einander Geschenke. Wir wollen andere Menschen an unserer Freude teilhaben lassen. Die „Lindigkeit“, sie gilt dem Nächsten, dem Bedürftigen, den Flüchtlingen, sogar dem Feind. All das ist nicht Grund, sondern Ausdruck der Freude daran, dass uns in dem Menschen Jesus Gott begegnet. Diese Freude ist nicht das Ergebnis einer großen Inszenierung, sie ist vielmehr eine klammheimliche Freude, die uns von innen ergreift, bewegt und dankbar macht. –

Dann fällt der berühmte Satz des Paulus, dem wir dem Philosophen aus der Geschichte vom Anfang entgegenhalten: Dass der Friede, den Gott uns schenkt, paradox ist – höher ist als alle Vernunft! Es ist ein Friede, den verständige Überlegung, rationales Kalkül niemals geben kann. Es ist ein Friede, der uns unsere Rationalität aber auch nicht raubt, sondern sie umschließt und einhegt. Dieser Friede röhrt aus der Begegnung mit Gott in Jesus Christus und dieser Friede will durch uns in der Welt wirksam werden.

Gemeinsames Lied: EG Nr. 6 „Ihr lieben Christen freut euch nun“

Aber worin besteht nun die Nähe Gottes, was macht sie mit uns? Was bedeutet das, wenn der Theologe im Witz sagt: „Ich habe sie gefunden“ und wenn Paulus uns zweimal zur Freunde aufruft? Davon lesen wir im Evangelium des heutigen Sonntags, dem berühmten Magnificat, dem Lobgesang der Maria, den sie anstimmt, nachdem der Engel ihr die Geburt Jesu geweissagt hat:

Lk 1, 46-50: „<sup>46</sup> Und Maria sprach: Meine Seele erhebt den HERRN, <sup>47</sup> und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands; <sup>48</sup> denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder; <sup>49</sup> denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und des Name heilig ist. <sup>50</sup> Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die ihn fürchten.“

Mit dem Lobgesang der Maria sind wir dort angekommen, wohin uns der Advent führen will. Wir lassen uns nicht mehr beschallen, sondern wir singen (wie Maria) selbst. Die adventlichen Lieder bringen uns nicht in Stimmung, sondern wir kehren in ihnen unser Inneres nach außen, geben unserer Freude Ausdruck: „Mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes“, so singt Maria und wir mit ihr. Die Verhältnisse habe sich umgedreht: Wir stehen nicht mehr im Dienste der weihnachtlichen Inszenierung, sondern wir feiern Weihnachten von innen heraus.

Und von Maria erfahren wir auch den Grund für diese nach außen tretende Freude. Maria singt den entscheidenden Satz. „Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen“. In dieser Formulierung liegt der höchste Konzentrationspunkt, denn hier geht der Advent in die Weihnachtszeit über: Gott sieht unsere Niedrigkeit an und er macht das so, dass er uns in unserer Niedrigkeit anerkennt. So klein wir auch sind. Wie viele Sorgen wir auch haben. Welche Missgeschicke uns auch herunterziehen. Vor welchen Trümmern unseres Lebens wir auch stehen. Wie aufgerieben wir auch sein mögen von der Festvorbereitung: Gott sucht uns gerade in unserer Niedrigkeit. Er will sich finden lassen in unserem Unvollendet-Sein, in unserem Sein, so wie wir sind. Er begegnet uns dort, wo wir gerade nicht Vernunft sind, wo wir nicht rechnen und wo wir nichts inszenieren. Die Begegnung findet zwar vor der

weihnachtlichen Kulisse statt. Aber wenn sie *wirklich* stattfindet, dann steht die adventliche Betriebsamkeit still, dann ist das vorweihnachtliche Tun an sein Ziel gekommen. Gott nutzt die äußereren Inszenierungen, in denen wir ja oft auch nur Statisten sind, und tut große Dinge – *an* uns und vor allem *in* uns: indem er uns in unserer Niedrigkeit und *trotz* unserer Niedrigkeit anerkennt und zu sich zieht. Das ist der Kern von Weihnachten. Dazu macht uns der Advent bereit. Deshalb sagt er Apostel: „Freuet euch in dem HERRN allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch!“ Amen

Gemeinsames Lied: EG Nr. 9: „Nun jauchzet, all ihr Frommen“.